

<b>Zeitschrift:</b>	Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich
<b>Herausgeber:</b>	Departement Architektur der ETH Zürich
<b>Band:</b>	- (2012)
<b>Heft:</b>	20
<b>Artikel:</b>	Ein Haus aus Worten
<b>Autor:</b>	Meyer, Marguerite
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-918722">https://doi.org/10.5169/seals-918722</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# EIN HAUS AUS WORTEN

Marguerite Meyer

Ich baue ein Haus. Ein Haus aus Worten.  
Eines, das stehen soll, das nicht umfällt.  
Das Wände hat und Stützpfeiler und ein  
Dach. Sätze sind meine Wände.

Sie bestehen aus Wortbausteinen, die ich  
nebeneinander lege, aufeinander staple,  
türme. Dazwischen: Kommamörtel und  
Punktscharniere. Ich spachtle schachtelweise,  
spielle mit meinen Stützpfilern namens  
Grammatik und Orthographie, verschiebe  
hier einen Balken, male dort eine Metapher,  
nehme weg und setze hinzu, vielleicht einen  
Absatz mehr für die Verständlichkeit,  
vielleicht zwei Wörter weniger für die Klarheit.  
Ich ziehe die Konstruktion behutsam hoch,  
Ziegel um Ziegel, Wort für Wort. Und  
versuche – wie die Architektin – dabei  
herausragend zu sein.

Ich weiss nicht, was es braucht, damit ein  
Gebäude steht und nicht in sich  
zusammenfällt. Aber wie die Architektin mit  
ihrem Gebäude muss ich wissen, wie mein  
Wortgebäude bestehen kann. Wie es wirkt.  
Wie es mit Leben gefüllt wird. Damit es nicht  
nur eine formal korrekt berechnete  
Konstruktion aus verschiedenen Bauteilen  
bleibt, sondern dieses gewisse Etwas in sich  
birgt: Eine Wärme oder eine Kühle. Etwas  
Einladendes oder eine Distanziertheit, eine  
Vertrautheit oder eine beabsichtigte Irritation.  
Etwas, das die Brücke schlägt zwischen dem  
menschlichen Individuum und dem künstlich

– oder besser: künstlerisch – Erschaffen. Die architektonische Arbeit und das Schreiben sind beides Leidenschaften. Aber das wirklich Spannende an der Arbeit sind die Fragen, die der erschaffene Raum erst später aufwirft und ob er diese beantworten kann. Wer ihn schliesslich für sich entdeckt, was derjenige damit tut, welche Bedeutung er für denjenigen erlangt – das habe ich beim Schreiben im Hinterkopf. Ich kann vielleicht eine Tendenz vorgeben, wirklich steuern kann ich es nicht.

Mit Texten verhält es sich ein wenig wie mit Gebäuden. Man kann sich darin einnisten oder sich verlieren. Man kann darin Trost finden oder Wohnlichkeit. Vielleicht mag man sie überhaupt nicht, findet sie unstimmig oder unpassend. Aus manchen Texten möchte man gleich wieder flüchten. In anderen könnte man stundenlang herumspazieren, immer wieder Neues entdecken. Das, was man sieht oder liest oder hört, aufnehmen, ein paar Mal drehen und in eigene Gedanken und Gefühle übersetzen.

Von Architektur habe ich zugegebenermassen keine Ahnung. Gut, ich kenne mich ein wenig aus mit Baustilen, kann einige berühmte Architektinnen und Architekten beim Namen nennen, vermag sogar teilweise aufzuzählen, was sie wo gebaut haben. Aber eine wirkliche Ahnung von der Materie habe ich nicht. Vom Schreiben schon; zumindest hoffe ich das. Auch hier geht es um Ästhetik, Theorie, Handwerk, Struktur, Raum, Funktion, Lesbarkeit.

Bei jeder erschaffenden Arbeit sind Reflexion und Selbstreflexion auf dieselbe Art wichtig. Mit der Zeit wächst die Gefahr der Betriebsblindheit – weswegen es umso essentieller ist, sich manche Fragen zu stellen und sich diese ehrlich zu beantworten versuchen. Was ist der Zweck des eigenen Schaffens? Wie wird dieser Zweck von denjenigen wahrgenommen, welche dieses Schaffen benutzen oder benutzen sollen? Braucht es überhaupt einen Zweck oder darf etwas einfach mal nur ‹schön› sein?

Es ist auch schon vorgekommen, dass mir jemand gesagt hat, meine Arbeit habe keinen wirklichen Wert, weil sie nichts Handfestes biete. Texte kann man nicht essen, das stimmt. Man kann damit keine Eisenbahnschienen verlegen oder Kernkraft erzeugen. Man braucht Poetinnen und Poeten nicht zum Überleben. Man braucht auch keine Architektinnen und Architekten. Vier Wände, ein paar Fenster, ein besserer Stall – das reicht. Eigentlich. Wer aber so argumentiert, negiert Jahrhunderte von Kulturleistungen, negiert Zivilisation, negiert die Entwicklung vom Affen zum modernen Menschen. Es sind nicht der aufrechte Gang oder das fehlende Fell: Menschen zeichnen sich dadurch aus, dass sie nach mehr streben, nach Höherem, nach Fortschritt. Dieses Streben hat Fürchterliches hervorgebracht – aber auch das Wundersamste, Bezauberndste, Schönste.

Wenn ich nur für mich schreibe, bin ich völlig frei. Aber völlige Freiheit bedeutet auch, keine Anhaltspunkte zu haben, keine Orientierung. Man stelle sich vor: Keine Informationen über Lage, Bodenbeschaffenheit, Materialien, Umfeld. Das ist schwierig. Viel öfter habe ich beim Schreiben ein Publikum oder eine Leserschaft im Kopf. Einen Empfänger und eine Botschaft. Diese Botschaft muss nicht unbedingt etwas schockierend Neues sein oder etwas Aufrüttelndes. Aber etwas, das transportiert werden soll. Und sei dies auch nur ein vages Gefühl, das beim Publikum entstehen kann.

Ich baue meine Texte nicht für andere Schreiber, sondern für Leser und Zuhörer. Auch wenn ich glaube, dass der Austausch zwischen Gleichgesinnten einen äusserst wertvollen Input bringt, so darf nicht vergessen werden, dass da draussen ausserhalb des geschützten Kreises von Menschen, die sich tagtäglich mit der Materie auseinandersetzen – nennen wir sie Expertinnen und Fachleute – andere Leute sind, die mit unserem Schaffen etwas anfangen sollen.

Und wenn wir mit unserem Schaffen eine Botschaft – sei dies ein Gefühl oder eine gesellschaftlich relevante Aussage – transportieren möchten, dann sollten wir sie auch so verpacken, dass nicht nur wir sie verstehen. Sondern auch diejenigen, bei denen sie ankommen soll.

Marguerite Meyer, geb. 1985 im Aargau. Sie ist Slam-Poetin und Journalistin, lebte lange Zeit in Zürich, wo sie Geschichte und Politikwissenschaften studierte. Derzeit lebt sie in Wien, studiert Journalismus & Neue Medien und steht im deutschsprachigen Raum auf der Bühne.